



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Holl, Karl: Christentum und Sozialismus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

war veranlaßt durch eine telegraphische Weisung, die Graf Bourtalès aus Berlin erhalten hatte und entwickelte sich logisch aus der Besprechung dieses Berliner Telegramms.

Solange die lückenlose Aktienveröffentlichung, zu der sich die neue deutsche Regierung bekenntlich unter der Voraussetzung gleichzeitiger Veröffentlichung der Ententeakten bereit erklärt hat, noch nicht vorliegt, werden die Bourtalès'schen Aufzeichnungen einer der wichtigsten Beiträge zur Geschichte der Krisitage bleiben und auch nachher werden sie ihrer besonderen Bedeutung nicht verlustig gehen.



Christentum und Sozialismus

Von Geheimen Konsistorialrat Professor D. Dr. Karl Holl



Wenn man heute das Verhältnis von Christentum und Sozialismus zur Erörterung stellt, so geschieht dies von einem andern Boden aus, als vor dem 9. November 1918. Man möchte meinen, die Frage hätte jetzt viel von ihrer früheren Schärfe verloren. Was vordem bei uns in Deutschland das schwerste Hindernis für eine Verständigung bildete, die Stellung der Sozialdemokratie zur Monarchie, ist dahingefallen. Die Sozialdemokratie ist selbst Regierung, ist selbst „Obrigkeit“ geworden und kann nunmehr das Wort: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit“, ihrerseits in Anspruch nehmen. So bliebe, sollte man denken, als Gegenstand der Auseinandersetzung mit ihr nur noch das rein Wirtschaftliche übrig, und hier hätte das Christentum nicht mitzureden. Denn ob es möglich oder wünschenswert ist, die Bergesellschaftung der Produktionsmittel unter gleichzeitiger Beibehaltung der Technik des Kapitalismus durchzuführen, ob das persönliche Eigentum sorgfamer geschont werden muß oder man darüber hinaus zum Bolschewismus, zum Kommunismus fortschreiten soll, das erscheint zuletzt nur als eine Frage der Zweckmäßigkeit, der Rücksicht auf den größeren Vorteil für das allgemeine Wohl. Das Christentum würde gut tun, sich dabei zurückzuhalten. Dem käme auch auf der andern Seite die entsprechende Stimmung entgegen. Denn wenn nach dem Erfurter Programm die Religion Privatsache ist, so wünscht man auch dort keine Vermengung der Religion mit den wirtschaftlichen Bestrebungen.

Allein die Entspannung ist doch nur eine scheinbare. Denn tatsächlich will die Sozialdemokratie mehr sein als eine bloß wirtschaftliche Bewegung. Sie fühlt sich zugleich als Vertreterin eines sittlichen Hochziels, einer Weltanschauung. Kautsky hat soeben (Die Diktatur des Proletariats S. 4) mit der ihm eigenen Peinlichkeit aus dem Wortlaut des Erfurter Programms festgestellt, daß genau genommen nicht der Sozialismus das Endziel der Sozialdemokratie sei; der sei nur Mittel zum Zweck. Das wahre Endziel sei die Befreiung des Proletariats, und damit der Menschheit überhaupt. Kautsky hat gewiß insofern Recht, als erst der von ihr verkündete Menschheitsgedanke der sozialdemokratischen Bewegung ihre Schwungkraft verleiht. Und es ist wohl nicht zufällig, daß gerade jetzt, wo die entscheidende Stunde für den Sozialismus gekommen ist, das Eintreten für dieses höchste Ziel so oft geradezu als Religion bezeichnet wird. „Arbeit ist die Religion des Sozialismus“ hieß es in Eberts Neujahrsansprache, und noch deutlicher hat Clara Zetkin in Weimar geredet: „Wir stellen der Religion die hohe herrliche Welt-

anschauung des Sozialismus entgegen.“ Hier ist rundweg ausgesprochen, daß der Sozialismus als eine höhere Form der Weltanschauung das Christentum ersetzen will.

Aber auch von der andern Seite her ist der Standpunkt, daß das Christentum sich in wirtschaftliche Fragen nicht zu mischen habe, gerade in diesem Augenblick lebhaft umstritten. Was Tolstoi im Ton des Propheten gefordert hat, das wird heute — wenn auch in abgeschwächter Form — von den Religiös-Sozialen in der Schweiz mit steigendem Nachdruck geltend gemacht. Die christliche Predigt der allgemeinen Menschenliebe bleibt eine bloße Redensart, wenn nicht die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse entsprechend umgestaltet werden. Der Sozialismus allein stellt den geeigneten Boden für die christliche Predigt her. Der Kampf gegen den Kapitalismus ist daher Christenpflicht. Luther ist auf halbem Wege stehen geblieben, ja er hat das Christentum geschädigt, indem er diese Seite verfannte.

So sehen wir in Deutschland uns jetzt zwischen die Doppelfrage eingeklemmt: Besteht zwischen Christentum und Sozialismus ein so scharfer Gegensatz, daß sie sich nebeneinander ausschließen, oder vielmehr eine so nahe Verwandtschaft, daß sie sich gegenseitig fordern?

Wenn zwei so widersprechende Sätze über das Verhältnis der beiden Größen aufgestellt werden können, so deutet das an sich schon darauf hin, daß zwischen beiden einmal eine geschichtliche Beziehung, eine Befruchtung stattgefunden haben muß. Tatsächlich ist jenes höchste Wunschziel des Sozialismus, die Befreiung der ganzen Menschheit, nicht ohne einen starken Einfluß des Christentums entstanden. Es ist zunächst herausgewachsen aus dem Menschheitsgedanken der Aufklärung, der seinerseits wieder auf das Christentum zurückweist. Denn der christliche Gedanke des Reiches Gottes war es, an den die führenden Geister der Aufklärung seit Leibniz bewußt angeknüpft haben. Blut vom Blut des Christentums fließt darum in der Sozialdemokratie, mag sie selbst dies auch noch so lebhaft befireiten. Aber sie ist allerdings — noch entschiedener als die Aufklärung — des Glaubens, daß heute der Menschheitsgedanke in sich selbst so lebenskräftig, so anziehungsmächtig geworden sei, um der Stütze durch religiöse Vorstellungen nicht mehr zu bedürfen, und sie fühlt sich berufen, diesen Gedanken in seinem ganzen Umfang zu vollstrecken. Was im Christentum nur ein Traum war, wird von ihr verwirklicht. — Umgekehrt hat aber auch das Christentum je und je kommunistische Gesellschaftsziele aus sich hervorgetrieben: von der Urgemeinde an bis herab zu den mährischen Täufern und den Labadisten. Der christliche Kommunismus hat dabei alle Wandlungen durchlaufen, deren diese Form fähig ist. War er in der Urgemeinde ein bloßer Kommunismus des Teilens, so stellten die Gemeinden der mährischen Brüder und der Labadisten regelrechte Produktivgenossenschaften dar.

Demnach möchte man sagen, die Frage, die die Aufklärung unter dem Titel der Perfektibilität des Christentums verhandelte, sei in neuer Gestalt unter uns aufgetaucht. Das eine Mal soll das Christentum als Religion durch eine entwickeltere Form abgelöst, das andere Mal nach der sittlichen Seite hin weitergeführt werden.

Inwiefern hat der Sozialismus ein Recht, sich selbst als Religion oder wenigstens als einen Ersatz für die Religion hinzustellen? Es ist auffallend, wie wenig sich die Sozialdemokratie in all ihrer Begeisterung darum bemüht, diesen Anspruch nach seiner bejahenden Seite hin zu begründen. Sie begnügt sich zu meist mit dem Herauskehren der Verneinung gegenüber der geschichtlichen Religion. Immer noch geht es ihr nach, daß ihr geistiger Vater in einer Zeit gelebt hat, in der mit dem deutschen Idealismus zusammen auch die Religion einen Niedergang litt. Feuerbachs Auffassung der Religion als einer bloßen Widerspiegelung menschlicher Triebe ist ja für die ganze Weltanschauung von Karl Marx — nicht bloß für seine Stellung zur Religion selbst — bestimmend geworden; sie hat ihm den Grundgedanken geliefert, von dem aus er den ganzen geistigen Inhalt der Geschichte in das Licht eines bloßen „ideologischen Oberbaus“ über der wirtschaft-

lichen Entwicklung rückte. Nießsches Einfluß hat den ablehnenden Standpunkt gegenüber aller Metaphysik bei der Sozialdemokratie dann noch verstärkt. Dessen Redensarten über den gestorbenen Gott, sein Spott über die Hinterweltlichen haben nirgends so viel Eindruck gemacht wie in jenen Kreisen. Es gibt nur eine einzige Wirklichkeit: die, die wir mit unsren Sinnen wahrnehmen. Sie versteht sich aus sich selbst, aus den Kräften und Trieben, die ewig in ihr walten. Es ist Rückständigkeit, eine überweltliche Ursache für sie und das Geschehen in ihr zu fordern.

Trotzdem steckt auch in der sozialdemokratischen Weltanschauung als Erbe aus dem idealistischen Zeitalter noch vieles, was eine Stimmung religiöser Art hervorzurufen vermag. Es lebt als dumpfer Drang in den Massen und ist tatsächlich dasjenige, was die sozialdemokratische Bewegung über eine bloße Lohnbewegung erhebt.

Zuvörderst ist klar, daß auch die sozialdemokratische Weltanschauung auf einem Glauben beruht; auf dem Glauben an einen stetigen Fortschritt der Menschheit und an den endlichen Sieg des Guten. Karl Marx hat ihm, wie man dort meint, die wissenschaftliche Unterlage gegeben. Der Drang, das Leben zu fristen und es womöglich zu erhöhen, treibt die Menschen ständig nach vorwärts, und im genauem Verhältnis dazu wandeln sich zugleich nicht nur die Formen ihres gesellschaftlichen Zusammenlebens, sondern auch ihr ganzes Bewußtsein. Die Steigerung der Produktivkräfte bedeutet zwar für die Mehrzahl der Menschen eine zunehmende Unterdrückung. Und doch führt der Weg nach aufwärts. Denn selbst das, was man innerhalb dieser Betrachtungsweise das Böse nennen möchte, selbst der Kapitalismus muß schließlich zum Besten wirken. Er schafft die für die Höherhebung der Menschheit unentbehrlichen Produktionsformen, er erdenkt die Maschine, die die herrliche Aufgabe hat, die Menschen von der niederdrückenden Last der Arbeit zu befreien, und er stellt als die über die Grenzen der Völker und Staaten hinübergreifende, bis in den letzten Winkel der Erde vordringende Vereinigung der Gewinnhungrigen, ohne es zu wollen, den Zusammenschluß der Menschheit zu einem Ganzen erst wirklich her. Aber gleichzeitig ruft er selbst mit innerer Notwendigkeit die Gegenkräfte hervor, die über ihn hinausführen und der unerträglich gewordenen Trennung der Mehrheit von den Produktionsmitteln ein Ende machen. Wenn die Herrschaft des Kapitalismus auf ihren Gipfel gelangt ist, wird die Masse der Ausgebeuteten sich gegen ihre Peiniger erheben. Dann wird das wirkliche Recht siegen über das bloß vermeintliche und der Menschheitsgedanke in seiner ganzen Größe und Reinheit erstrahlen.

Dieser mit der Kraft einer messianischen Hoffnung wirkende Glaube wird auf den einzelnen übertragen dadurch, daß er innerhalb der großen sozialdemokratischen Bewegung in Reih und Glied mitmarschieren lernt. Jede Massenbewegung wirkt schon durch die ihr als solcher eigene Wucht umbildend, begeisternd auf die von ihr Erfassten. Denn die Masse ist mehr als eine Summe von einzelnen und der einzelne ist in ihr ein anderer, als wenn er auf sich gestellt ist. Der abgenutzte Ausdruck „sich gehoben fühlen“ sagt doch etwas vollkommen Richtiges. Als Glied der Gemeinschaft sieht der einzelne weiter, und er kann tatsächlich mehr denn zuvor. Doppelt gilt das bei einer sich gedrückt fühlenden Schicht. In diesem Falle legt sich der ganze Lebens- und Freiheitsdrang mit in das Massengefühl hinein. Der Hoffnungslose wird stark und selbstbewußt, weil er die vereinigte Kraft der andern als ihn selbst mittragend verspürt; er fühlt sich als Vollstrecker eines Weltwillens, wenn ihm seine Not zugleich als die Not der ganzen Menschheit gezeigt wird. Unwillkürlich geht dann die Empfindung ins Religiöse über. Nicht er selbst ist es ja, der will. Ein Mächtigeres ist es, das ihn fortreißt und dem er doch freudig gehorcht. Etwas wie Andacht, wie ein heiliger Schauer überkommt gerade den Einfachen, wenn er auf diesen Höhepunkt seines Selbstbewußtseins gelangt ist.

Ist das nun Religion? Wenn man die Religion auf das bloße Gefühl der Ehrfurcht oder auf die Überzeugung von dem schließlichen Sieg der guten Sache

zurückführt, dann ist die Frage unbedingt zu bejahen. Hier ist Beugung unter ein Übergreifendes und Vertrauen zu einer in den Dingen selbst wirkenden gerechten Notwendigkeit.

Aber eine andere Frage ist, ob in dieser Religion auch das Beste und Tiefste, was die Religion dem Menschen zu geben hat, zu seinem Recht gelangt.

Die Sozialdemokratie ist mit Nietzsche stolz darauf, daß sie im Gegensatz zur christlichen Religion ganz auf dem Boden der Wirklichkeit steht. In Wahrheit ist auch ihre Weltanschauung, wie jede andere, nicht eine einfache Nachzeichnung, sondern schon eine Deutung des Seienden. Und zwar bei ihr in dem Sinn, daß eine Seite der Wirklichkeit zurückgeschoben, ja unterschlagen wird. Das Geistige wird als selbständige, schöpferische Macht überall mit Bewußtsein ausgeschaltet. Das fängt bereits an bei den wirtschaftlichen Grundbegriffen. Dort tritt es vielleicht am grellsten hervor in der marxistischen Lehre vom Mehrwert, die ja das vorzüglichste Werbemittel der Sozialdemokratie bildet. Von Rechts wegen hätte der Arbeiter den Anspruch auf das ganze Erzeugnis seiner Arbeit; denn er erzeugt es durch seine Arbeit. Aber der Kapitalist betrügt ihn, indem er ihm statt des ihm gebührenden Ganzen nur den kärglichen Lohn gewährt, der höchstens zur Fristung des Lebens hinreicht. Aber „erzeugt“ denn der Arbeiter wirklich das, was er herstellt? Gewiß nicht. Er hat nicht einmal den Gedanken gehabt, daß man ein solches Ding, wie er es verfertigt, überhaupt machen könnte. Geschweige, daß er die Werkzeuge und die Maschinen erfunden, die Arbeitsteilung und Arbeitsverbindung geplant und alles, was sonst noch nötig ist, geordnet hätte. Der wahre Erzeuger ist nicht der Arbeiter — der führt nur aus —, sondern derjenige, in dessen Kopf der Gedanke hierzu entsprungen ist. Denn schöpferisch ist auch auf dem Gebiet des Wirtschaftlichen einzig und allein der Gedanke, und es gehört für mich zum Unverständlichen, daß unsere Volkswirtschaftslehrer dies gegenüber Marx nicht kräftiger betonen. Aber allerdings, dann wäre der Begriff des Wertes nicht mehr so einfach aufzulösen, wie dies bei Marx der Fall ist. Jedenfalls, was Marx im Namen der Gerechtigkeit fordert, ist in Wahrheit die schreiendste Ungerechtigkeit gegen den geistigen Urheber und Leiter.

Erst recht zeigt sich die Einseitigkeit des sozialdemokratischen Weltbilds in ihrer Auffassung der Geschichte. Daß die wirtschaftlichen Vorgänge auch das höhere, geistige Bewußtsein der Menschen beeinflussen, wird heute wohl von niemand bestritten werden; aber daraus folgt nicht, daß sie die alleinbestimmenden oder auch nur die zuletztbestimmenden in der Geschichte wären. Schon das bleibt für Marx ein Rätsel, wie die Menschheit überhaupt darauf kommt, einen „Oberbau“ von Rechts-, Sittlichkeits- und Religionsbegriffen zu errichten, der sie doch in ihrem wirtschaftlichen Streben ebensoviel hindert wie fördert. Nur der Voreingenommene kann nicht sehen, daß das Gewissen der Menschheit neben und über dem wirtschaftlichen Schaffen die entscheidende Rolle in der Geschichte spielt. Das Gewissen mag entstanden sein, wann und wie es will, es mag seinen Inhalt noch so viel gewechselt haben, es mag noch so oft verleugnet und mit Füßen getreten worden sein — nachdem es einmal da ist, ist es doch ein Block, an dem sich die Wogen brechen. Auch die stärkste wirtschaftliche Bewegung vermöchte sich nicht durchzusetzen, wenn nicht das Gewissen der Menschheit dem von ihr Gewollten zustimmte. Unfreiwillig räumt das die Sozialdemokratie selbst ein, indem sie ihren Sieg zugleich als einen Sieg der Gerechtigkeit feiert.

„Wissenschaftlich“ läßt sich dies freilich nicht beweisen, so wenig als sich wissenschaftlich feststellen läßt, was im höchsten Sinn „wirklich“ ist. Es handelt sich hier vielmehr um eine persönliche Entscheidung. An der Frage, wie man die Gewissenstatfakte bewertet, trennen sich die Weltanschauungen und die Auffassungen der Religion.

Für wen das Gewissen das Grundlegende in seinem Bewußtsein, das Wirklichste des Wirklichen ist, der wird nie anders können, als Gott persönlich denken. Nautsky hat in seinem Büchlein „Ethik und materialistische Weltanschauung“ es versucht, durch eine Verbindung darwinistischer und marxistischer

Gedanken die Höherentwicklung der Menschheit aus sich selbst heraus begreiflich zu machen. Immer „mußte“ ein bestimmtes Neues kommen, wenn die Gattung sich erhalten oder weiter kommen sollte. Warum „mußte“? Warum blieb die Menschheit nicht bei ihren tierischen Anfängen stehen? Es fällt Kautsky niemals ein, diese Frage auch nur aufzuwerfen. Es „mußte“ so sein, weil es eben so geworden ist, weil die „Entwicklung“ es so wollte. Der Leugner des persönlichen Gottes wird hier zum Begriffsgläubigen strengster Observanz. Die „Entwicklung“ gilt ihm selbst als etwas Wirkliches, als etwas selbst Treibendes. Es ist der nämliche Aberglaube, wie wenn gewisse Mathematiker ihre Formeln, die doch nur eine Beschreibung, nur ein Versuch zur Erfassung der Wirklichkeit sind, für die Wirklichkeit selbst halten.

Das Gewissen wird aber zugleich die „Unruhe“, die den Menschen unweigerlich in seinem Gottesverhältnis weitertreibt. Sein Eingreifen bewirkt, daß neben der bloßen unwiderstehlichen Macht das Heilige im Gottesbild hervortritt. Die Religion wird persönlich, innerlich; es offenbart sich der von Kautsky allerdings verspottete Zwiespalt zwischen dem „Engel und dem Tier“ im Menschen, und dies führt zu einem Ringen, bei dem es sich nicht um die von der Sozialdemokratie allein geschätzten Güter, nicht um Glück und Lebensbehaftigkeit, sondern um das Dasein der Seele vor Gott handelt. Gegenüber dieser im Christentum gewonnenen Höhe erscheint die Religion des Sozialismus als eine ungeheure Verflachung, als bloße „ideologische“ Verklärung eines Wasser Gefühls, als ein Zukunftsglaube, dem selbst, wenn er sein Ziel, die Befreiung des Proletariats, erreicht, doch der Segen der inneren Bereicherung fehlt.

Aber ist es dann nicht möglich, den umgekehrten Standpunkt zu vertreten, daß das Christentum unbeschadet all seines Drängens auf Innerlichkeit doch dem Gläubigen zugleich die Pflicht auferlege, Welt und Wirklich im Sinn des Sozialismus umzugestalten? Dem Gebot der unbedingten Nächstenliebe scheint doch nur eine Vereinigung der äußeren Verhältnisse zu entsprechen, die aufs Ganze geht; die mit dem Kapitalismus zugleich auch die Wurzeln des Mamonismus, der sittlichen Verelendung der Massen und des Kriegs zwischen den Völkern beseitigt.

Unleugbar steckt darin eine Wahrheit. Wir sind heute hinausgewachsen über den Standpunkt des Urchristentums, auch über die Zurückhaltung, die Luther sich auferlegte. Wohl bewährt sich der christliche Gottesglaube in seiner Selbstenhaftigkeit inmitten der drückendsten Armut und Entbehrung. Aber wir haben kein Recht, jemand in diese Versuchung hineinzuführen. Wir müssen uns gegenwärtig halten, wie unendlich schwer es für den mit des Lebens Not Ringenden ist, auch nur die Zeit und die körperliche Kraft für die innere Sammlung zu erschwingen. Für uns ist es Pflicht, dem Nebenmenschen die Lasten abzunehmen, um dereitwillen er auch in der Richtung auf Gott nur „übel aufsehen“ kann. Dazu genügt die Wohltätigkeit im einzelnen nicht; die Verhältnisse müssen im Großen gebessert werden: in den Wohnungsverhältnissen muß Wandel geschafft, für Arbeitsruhe muß gesorgt, die ganze Rechtsordnung muß so weitergebildet werden, daß überall die Rücksicht auf die Menschenwürde zu ihrer Anerkennung gelangt.

Der Punkt, um den es sich handelt, ist somit nur der, ob erst mit dem Sozialismus diese Absichten voll erreicht oder ob sie auch nur damit am besten erreicht würden.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß mit der Bergesellschaftung der Produktionsmittel unter gleichzeitiger Einführung einer vernünftigen Arbeitslosenunterstützung unfählich viel Druck von dem einzelnen genommen, sein ganzes Leben auf einen festeren Boden gestellt wäre. Aber daneben muß doch sofort betont werden: das, worauf es uns eigentlich ankommt, daß die Menschen sich als Menschen innerlich näherrücken, ist damit noch in keiner Weise erreicht, ja es ist eher dadurch verhindert.

Ich sehe ganz davon ab, daß die sozialdemokratische Partei sich auf den Grundsatz des Klassenkampfes gestellt hat. Man rühmt es ja heute K. Marx als

ein großes Verdienst nach, daß er im Unterschied von seinen französischen Vorgängern im Klassenkampf das unentbehrliche Mittel für die Befreiung des Proletariats erkannt habe. Aber wer den Klassenkampf führt, haßt damit notwendig auch den Angehörigen der andern Klasse, und diesen Haß im christlichen Sinn abzdämpfen, erscheint kaum als möglich. Immerhin ließe sich sagen, daß der Klassenkampf und mit ihm der Klassenhaß nur eine Durchgangerscheinung sei, die von selbst verschwindet, sobald das Ziel erreicht ist. Ist das Proletariat zum Sieg gelangt, so sind damit auch alle Klassenunterschiede beseitigt und der allgemeinen Menschenliebe das Tor geöffnet.

Sedoch, es ist schwer einzusehen, inwiefern gerade dieses Letzte als Folge eintreten soll. Mit dem Aufhören des Kampfes lösen sich auch alle die Antriebe auf, die die jetzt maßgebende Schicht bisher enger zusammengeschlossen haben. Es löst sich das Kameradschaftsgefühl, das die Kämpfenden als Genossen vereinigte; es löst sich der Ehrbegriff, der den Streikbrecher verurteilte. Die ganze Gesellschaft ist nach Ebnennung der Klassenunterschiede nichts weniger als sofort ein Bruderverein, wie die Sozialdemokratie meint, sondern zunächst nur ein großer Zweckverband, dessen Angehörige sich als Menschen so wenig zu schätzen brauchen wie die Arbeiter in derselben Fabrik. Der einzelne steht dem andern wieder rein als einzelner gegenüber. Er ist ihm nichts schuldig, wenn er nicht etwas Entsprechendes dafür empfängt. So hat es neulich Scheidemann als das große Ziel verkündigt, daß künftig „kein Volksgenosse mehr für den andern ohne Gegenseitigkeit arbeitet, sondern daß jede Arbeit von jedem für sich und gleichzeitig für die Allgemeinheit getan wird“. Damit ist die zu erwartende Lage durchaus treffend gekennzeichnet. Aber das heißt auch soviel: man hat seine Pflicht gegen den Nebenmenschen getan, indem man die eigene, für das Gemeinwohl nützliche Arbeit verrichtet. Geht es dem andern übel, so mag der Staat für ihn sorgen.

Ja, man muß noch mehr sagen: der Sozialismus entfesselt, wenn er sein Ziel erreicht hat, selbst wieder Kräfte, die das Verhältnis des Menschen zum Menschen stören. Es wird auch im Zukunftsstaat den Unterschied geben zwischen schwerer und leichter, gefährlicher und gefahrloser, geisttötender und geistanregender Arbeit; es wird auch dort den Unterschied geben zwischen dem Begabten und dem Unbegabten, dem Fleißigen und dem Faulen, dem Harmlosen und dem Gerissenen. Sind nun, wie das doch die Absicht des Sozialismus ist, alle unter die gleichen Bedingungen gestellt, so wird das bedeuten, daß ein heißer Wettkampf um die leitenden Stellen, um die leichtere und schönere Arbeit entbrennen wird. Der sozialistische Staat muß diesen Wettkampf wollen; denn er braucht Leute, die zu regieren verstehen. Hänsch hat mit Recht davon geredet, daß eine Arbeiteraristokratie sich herausbilden müsse, die imstande sei, auch den höheren Aufgaben des Staats zu genügen. Aber der Kampf um das Emporsteigen zu dieser Aristokratie wird dann in viel rücksichtsloserer Weise geführt werden als bisher. Das Wort „Freie Bahn dem Tüchtigen“ könnte einen Klang bekommen, der uns übel in den Ohren gelte. Denn alle die Hemmungen und Verpflichtungen, die früher das noblesse oblige dem durch Geburt und Stand Bevorzugten auferlegte, bestehen nun nicht mehr. Und es ist sehr zu bezweifeln, ob in diesem Ringen wirklich der Tüchtige an die ihm gebührende Stelle gelangt. In einem Wettkampf, bei dem kein unparteiischer Schiedsrichter da ist, geben vielfach die minderwertigen Eigenschaften den Ausschlag: die Zungenfertigkeit, die Kunst sich hervorzudrängen und andere beiseite zu schieben, die Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, um von noch Gemeinerem zu schweigen. Nordamerika mag uns ein Bild davon geben, wie es in Zukunft auch bei uns zugehen kann. An einer Stelle ist der Kampf auch bereits leidenschaftlich unter uns entbrannt, da wo er nach der Voraussage aller Einsichtigen zuerst kommen mußte. In der Frankfurter Zeitung hat Margarete Zindorff einen Notschrei ausgestoßen: „Der Kampf gegen die Frauenarbeit wird von den Männern mit einer Schärfe geführt, die alle vor den Wahlen gehörten Beteuerungen der Gleichberechtigung der Frau als Staatsbürgerin zu Phrasen stempelt.“ Was im Verhältnis der beiden Geschlechter begonnen hat, wird sich gewiß anderswo fortsetzen.

Es wird sich auch im Verhältnis der Völker zueinander wiederholen. Denn es gibt auch da die Gegensätze zwischen fleißigen und trägen, stärker sich vermehrenden und unfruchtbar werdenden, erfinderischen und träumerischen, zuverlässigen und verlogenen Völkern. Der Völkerbund, selbst wenn er noch so muster-gültig festgesetzt wäre, kann diese Unterschiede nicht beseitigen. Der Kampf wird fort dauern. Er wird nur andere — hinterlistigere — Formen annehmen.

Aber der Sozialismus begünstigt neben dem ehrgeizigen auch den entgegengesetzten Trieb. Die Vorwärtstreibenden sind immer nur eine Minderheit, der gegenüber die Masse unwillkürlich eine abwehrende Haltung einnimmt. Sie hat nicht das Bedürfnis, sich durch die lebhaften Geister in ihrer Behaglichkeit stören zu lassen, sondern umgekehrt, jene zu zwingen, sich ihrem trägen Schritt anzupassen. Die Fahrt soll sich nach dem langsamsten Schiff richten. Und da mit dem allgemeinen Wahlrecht die Zahl den Ausschlag gibt, so ist diese Stimmung auch in der Lage, sich durchzusetzen. Es handelt sich auch hier nicht nur um ausgedachte Möglichkeiten. Ich erinnere an das englische Ca'canny-System, jenen Druck, den die Menge der Bequemeren auf die Arbeitslustigen ausübt, an den Widerwillen gegen die Akkordlöhne und an die Erfahrungen, die wir eben in diesen Monaten machen: vom Achtstundentag sind wir im einzelnen Fall bereits zum Siebenstundentag gekommen; aber auch über den Sechs- und sogar über den Vierstundentag wird bereits gesprochen.

Ist nun wohl der sozialistische Staat imstande, Gegengewichte zu schaffen, die diese üblen Folgen aufheben? Die Sozialdemokratie selbst ist dieser Überzeugung. Sie steht, so weit sie auch über die Aufklärung hinausgeschritten zu sein meint, immer noch auf deren Standpunkt, daß man den Menschen nur in bessere äußere Verhältnisse zu versetzen braucht, dann würden von selbst die guten Eigenschaften hervortreten. So hat es Owen unermüdlich gepredigt und so verkündigt es auch das Erfurter Programm: Die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigentum würde bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommenung werde. Im sozialistischen Staat würde, so hofft man, ein Gemeingefühl entstehen, das den Eigennutz des einzelnen bändigte, und gleichzeitig eine Arbeitsfreudigkeit, die alle Trägheit zur Schande stempelte. Es gehört ein starker Glaube dazu, um dies wie etwas Selbstverständliches zu erwarten. Wenn die Technik des Kapitalismus beibehalten werden soll — und sie muß wohl beibehalten werden, wenn wir nicht in wirkliches Elend versinken sollen, — dann besteht auch dasjenige fort, was man bisher den Tod aller Lebens- und Arbeitsfreudigkeit genannt hat: die mit jener Technik notwendig verbundene, immer weiter fortschreitende Arbeitsteilung. Der Arbeiter wird auch künftighin niemals ein Ganzes, sondern nur ein Stück verfertigen dürfen, er wird auch dann noch ewig denselben kleinen Handgriff verrichten müssen. Wieso soll er nun auf einmal dieses Werk mit Freuden tun, wenn es ihm vorher Überdruß einflößte? Kann man dieses Gefühl etwa dadurch besiegen, daß man für die niedrigste und ermüdendste Arbeit die höchsten Löhne bezahlt? Also einem Grubenarbeiter ein Ministergehalt zuweist? Und wenn es als Grundsatz in der Technik gilt, mit möglichst wenig Arbeit möglichst viel zu verdienen, wird das künftig anfeuernd wirken und den einzelnen zur Selbstlosigkeit erziehen? Tagtäglich sehen wir in Berlin neue Plakate angeschlagen, eins immer greller als das andere, in denen auf den Arbeiter eingeredet wird. Sie sind ein Beweis dafür, daß unsere Regierung sich bewußt wird, wo der eigentliche Haken sitzt. Es handelt sich um die Frage: wie bringt man den Arbeiter wieder an die Arbeit, wie gibt man ihm Arbeitsfreudigkeit und wie erzeugt man bei ihm Gemeinfinn? Aber die eintönige Wiederholung desselben Mittels beweist auch die Ratlosigkeit der Regierung und die Erfolglosigkeit dieser Maßnahmen. Aus sich selbst kann der sozialistische Staat die ihm erwünschten Antriebe nicht hervorbringen. Sie müssen aus tieferen Quellen, sie können nur aus der Religion fließen.

Es läßt sich heute noch nicht übersehen, in welchem Umfang die Gedanken des Sozialismus unter uns zur Verwirklichung kommen werden. Aber soviel müßte jedermann klar sein, daß der sozialistische Staat, wenn er überhaupt bestehen soll, das Christentum noch viel nötiger hat, als der alte Obrigkeitsstaat. Und auch das dürfte deutlich geworden sein, daß der sozialistische Staat weit davon entfernt ist, wie es die Religiös-Sozialen träumen, etwas wie eine Vorhalle zum Reiche Gottes zu bilden. Das Christentum wird in ihm nicht leichtere, sondern schwerere Arbeit finden. Es wird alle seine Kräfte aufbieten müssen, um die Mächte der Selbstsucht und der Diesseitigkeit, die gerade der Sozialismus wachruft, zu überwinden.



Vom wahren Führertum

Erinnerungen und Gedanken eines altgedienten Offiziers



ie war uns wahres Führertum nötiger als heute, auf allen Gebieten, nicht nur dem militärischen. Auf diesem freilich ganz besonders, nachdem wir uns bis auf weiteres auf ein Freiwilligenheer beschränken sollen. Aus fast vierzigjähriger Dienst Erfahrung im Frieden und vor dem Feind möchten die nachfolgenden Ausführungen einige Anregungen geben, was wir vom Führer fordern müssen.

Welche Grundbedingungen muß wahres Führertum erfüllen? Der Führer sei Vorbild und Gefährte, das umschließt alles. Er stehe über den ihm Anvertrauten und dennoch mitten unter ihnen, er muß sie alle verstehen und erkennen, sich selbst erkennen und sich von jenen erkennen lassen; er gebe sein ganzes Sein und Können ihnen und nehme ihr Innenleben warmempfindend in sich auf. Daraus allein entspringt Treue um Treue, wahre Führer- und Gefolgschaft. Über völlige Beherrschung aller Aufgaben, vorbildliche, persönliche Haltung und Leistung, unermüdlische Fürsorge und opferbereite Selbstlosigkeit, unerschütterliche Gerechtigkeit und warmes Mitgefühl weit über den Dienstbereich hinaus führt der dornenwolle und doch so schöne Weg zu echter Führerschaft. Er war dem Offizier des alten Heeres vorgezeichnet. Wenn unter vielen Tausenden der und jener ihn nicht fand, so war das menschlich. Die Mehrzahl folgte ihm, leistete Großes und starb oder führte unsere Truppen unbesiegt in die Heimat zurück. Doch lohnte Andank auch den bewährten Führer. Man jagt ihn von Amt und Beruf und nimmt ihm sein feldgraues Ehrenkleid. Und aus der führerlosen, der schrecklichen Zeit soll nun eine neue Führerschaft entstehen.

Im Drang nach Umschwung und neuzeitlicher Gestaltung wird allzusehr vergessen, aus der Erfahrung gewaltiger Vergangenheit das Beste als Baustein zum neuen herüberzuretten. Mögen die folgenden Ausführungen, als vereinzelt Beispiel an Stelle von tausenden, wie wir Führer wurden, dazu beitragen.

Alles selbst von sich verlangen, selbst erproben und selbst leisten, was man vom Untergebenen fordert, war und bleibt erste Voraussetzung für anerkanntes Führertum. Von der Pike auf zu dienen ist Erfordernis für jeden Führer. Mich ließ mit siebzehneinhalb Jahren mein Hauptmann alle, auch die geringsten Dienstverrichtungen des Soldaten mitmachen, daselbe schwere Gepäck tragen, wie die Kameraden, ein Halbjahr die Menage mit ihnen teilen und zu fünf und zwanzig in einer Stube mit ihnen schlafen. Ich danke es ihm heute noch, so schwer es mir damals schien. Dann kam für den jugendlichen Unteroffizier die Schule